



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Frühlingsstürme hatten sich gelegt, breit und warm lachte die Sonne. Den Unzufriednen ging der Atem und die Geduld aus, im Sonnenschein wurde ihnen wohl und warm.

Draußen auf dem Lande blühten die Blumen schon, und im Bois de la Cambre waren die Bänke bei Moeder Lambie neu gestrichen, und der alte Fiedelmann spielte schon im Freien.

Wie jedes Jahr zogen die „Chasseurs de Brinkeres“ aufs Land hinaus nach St. Job, unter klingendem Spiel. Jedes Jahr waren die Marolliens fröhlich mitgezogen, sollten sie diesmal zurücksiehn? Nein, da warfen sie lieber mit erstaunlicher Behendigkeit die düstere Miene ab, fuhren in die bunten Röcke, schulterten die hölzernen Kinderflinten und reichten sich in den lustigen Zug. Die alte Brüssler Zwanze ging nun wieder um! Purzelbäume schlagend liefen die Ketjes neben den harmlosen Kriegern her: Wohin, ihr Braven? — Auf die Matkäferjagd! — Und das breite flamändische Lachen erwachte mit der Zwanze.

Mutter Kirche sah sie vorüberziehen und wußte nun, was sie zu tun hatte: sie wollten ihre Feste feiern, die alten leichtsinnigen Brüssler Kinder, und Feste sollten sie haben, damit ihre Laune wieder freundlich würde. Laßt die alte Kirche nur sorgen, sie versteht sich auf ihre schaulustigen, vergnügungssüchtigen Brüssler. Sie sollen ihren kirchlichen Dmmegang, ihre Prozession haben!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Beratung des Marineetats in der Budgetkommission war mit ziemlicher Spannung entgegengesehen worden, weil es unvermeidlich war, daß die Marineverwaltung sich dabei über den weiteren Ausbau der Flotte erklären mußte. Das hat Admiral Tirpitz denn auch getan, und zwar mit Erklärungen, die die Zahl der neu zu fordernden Vintenschiffe offen ließen, dagegen für neue kleine Kreuzer und neue Torpedobootsdivisionen die Zahl „sieben“ in Aussicht nahmen. Die Hauptsache bleibt, daß für den Herbst 1905 eine weitere Ausgestaltung des Flottengesetzes nun definitiv angekündigt worden ist. Die Marineverwaltung mußte ein gewisses Kreuzfeuer von Erwägungen überwinden, von denen die einen dahin gingen, daß gegenüber der neuen englischen Flottenaufstellung und der Rede des „Zivilseelords“ Lee eine schleunige Verstärkung der deutschen Flotte unvermeidlich sei, die andre, daß eine neue Flottenvorlage eine direkte Herausforderung Englands bedeuten würde. Den einen wie den andern hat Admiral Tirpitz durch seine Ankündigung die richtige Antwort gegeben. Bedauerlich sind die in der Kommission gegen den Flottenverein laut gewordenen Angriffe. Der Flottenverein ist, auch wenn man keineswegs alles billigen will, was in seinem Namen geschrieben wird, eine für Deutschland nicht nur nützliche, sondern notwendige Einrichtung. Der Zentrumszorn gegen den Verein ist begreiflich, erstens weil er in die Zentrumskreise weit hineinreicht und somit stellenweise ein Gegengewicht gegen die Zentrumsleitung darstellt, sodann weil er in seiner weitverzweigten Organisation die Cadres für einen etwaigen Wahlsfeldzug enthält, der etwa bei Ablehnung einer Flottenvorlage notwendig werden könnte.

Der Verlauf der Beratung des Marineetats in der Kommission ist ein solcher gewesen, daß man die Ratifizierung der Kommissionsbeschlüsse durch das Plenum nur wünschen kann. Für den stillen und konsequenten Ausbau der Flotte im Rahmen des Flottengesetzes ist alles Nötige bewilligt, und die Ankündigung einer Erweiterung dieses Rahmens ist einem nur mäßigen Widerspruch, im ganzen

einem vollen Verständnis für die Situation begegnet. Je weniger wir in Deutschland von der Flotte reden und schreiben, und je mehr wir statt dessen wirklich für sie tun, um so besser wird es mit der Flotte bestellt sein. Die von Gambetta in bezug auf Elsaß-Lothringen ausgegebene Parole: „Nicht darüber reden, immer daran denken“ würde im gewissen Grade auch für die parlamentarische Behandlung der Marineangelegenheiten passen. Mag der Flottenverein, der nach Zweck und Wesen auf Agitation angewiesen ist, dabei ruhig seine Arbeit tun.

Während die uns umgebenden kontinentalen Mächte jede in ihrer Art von schweren innern Wirren heimgesucht sind, dürfen wir in Deutschland mit Befriedigung auf den Abschluß der Handelsverträge und auf die Annahme der preussischen Kanalvorlage sehen. Die einen wie die andern sind ja gewiß unvollkommen und lassen in mancher Hinsicht zu wünschen übrig. Aber von den Handelsverträgen darf man nicht nur getrost annehmen, daß sie in jeder Beziehung die Summe des jetzt Erreichbaren darstellen, sondern auch daß sie mit überlegener diplomatischer Kunst und unter gewissenhafter Ausnutzung aller gegebenen Vorteile zu diesem Ende geführt worden sind. Gelingt es, ihre zwölfjährige Dauer auch zu einer Periode ungestörten zwölfjährigen Friedens zu machen, so darf mit Sicherheit vorausgesetzt werden, daß nicht nur die Landwirtschaft wieder zu erwünschtern Verhältnissen gelangen, sondern daß sich auch die deutsche Industrie in alten Ehren behaupten wird. Die Ungunst einzelner Vertragsbestimmungen wird sie durch Fleiß und Umsicht, durch ihre Initiative auszugleichen wissen. Während dieser zwölf Jahre bauen wir unsre Kanäle und Häfen aus, errichten die neuen Wasserstraßen, bringen unsre Flotte auf die nötige achtunggebietende Höhe. Gelingt dies, so wird die politische wie die wirtschaftliche Bilanz dieser Periode voraussichtlich nicht ungünstig sein. Den Frieden aber werden wir um so sicherer bewahren, je weniger der deutsche Reichstag das Ausland darüber in Zweifel läßt, daß Deutschland für seine höchsten Güter auch die höchsten Opfer einzusetzen bereit ist und dadurch jedem Zukunftsgegner das Bewußtsein einflößt, daß er Deutschland allen Eventualitäten gewachsen finden wird. Bis dahin wird die Welt hoffentlich die Überzeugung gewonnen haben, daß Deutschland niemand bedroht, aber auch seine eigne Daseinsberechtigung nach keiner Richtung in Zweifel gezogen wissen will.

Unser Heer muß zu Lande wie zur See auf der Höhe seiner Aufgaben und seiner großen Pflichten stehn. Es so zu erhalten, ist bei weitem die dringlichste und die vornehmste Sorge der verbündeten deutschen Regierungen und des Reichstags. Der ungestörte Friede ist aber auch weiter nötig, wenn wir unsre innern Verhältnisse in Ruhe so ausgestalten wollen, daß auch sie allen wirtschaftlichen und politischen innern Schwierigkeiten gewachsen bleiben. In der zu Ende gehenden Handelsvertragsperiode haben fünf Kriege gespielt: der japanisch-chinesische, der spanisch-amerikanische, der griechisch-türkische, der südafrikanische und der russisch-japanische; sie sind sämtlich auf Deutschlands Interessen nicht ohne Einfluß geblieben, ihre Nachwirkungen werden zum Teil noch weit hinausgreifen. Deutschland selbst ist zweimal zur Teilnahme an kriegerischen Begebenheiten berufen gewesen: die chinesische Expedition und unser Kolonialkrieg in Südwestafrika. Wir werden schwerlich damit rechnen dürfen, daß in den nächsten zwölf Jahren trotz allen Schiedsgerichtsverträgen der Weltfrieden ungestört bleiben, und ebenso daß uns jeder Anlaß, für eigne Interessen das Schwert zu ziehn, erspart sein wird. Während sich die kriegerischen Ereignisse der siebziger und der achtziger Jahre in der Hauptsache ausschließlich in Europa abgespielt haben: Karlistenkrieg in Spanien, der serbisch-türkische, der russisch-türkische und der serbisch-bulgarische Krieg, sind die Kriege der zweiten Periode mit Ausnahme des griechisch-türkischen in drei andern Weltteilen ausgekämpft worden, Japan und Amerika haben als neue Mitbewerber auf dem Gebiete der Weltpolitik tief in die europäischen Interessen hineingegriffen, sie werden es in Zukunft noch mehr tun. Da wird nicht nur unsre Staatskunst scharfen Ausguck halten müssen, sondern Deutschland wird die ganze Kraft und Intelligenz seiner Arbeit zusammennehmen müssen, wenn es sich in Frieden und in Ehren behaupten will.

Eine Angelegenheit, die die öffentliche Meinung vielleicht mehr beschäftigt, als in der Presse zutage tritt, ist das öffentliche Auftreten des Kurators der Universität Bonn, des frühern Unterstaatssekretärs von Rottenburg, in der Frage des nunmehr beendeten Bergarbeiterausstandes. Herr von Rottenburg hat bekanntlich einen von einer Anzahl Professoren der Bonner Universität mit unterzeichneten motivierten Aufruf zugunsten der Bergarbeiter erlassen und hat damit nicht nur den Kreisen der rheinischen und westfälischen Großindustrie, sondern auch vielen Abgeordneten und andern bürgerlichen Leuten die Erwägung nahegelegt, ob es Sache eines Universitätskurators, d. h. des Vorstandes einer staatlichen Aufsichtsbehörde, sein kann und sein darf, in einer rein wirtschaftlichen Frage, die ihn amtlich doch nichts angeht, in solcher Weise Partei zu ergreifen. Der Kurator einer Universität wird selbstverständlich immer eine Anzahl Professoren finden, die ihm zu einer öffentlichen Kundgebung ihren Namen zu leihen bereit sind. Wäre es anders, so würde er von so geringem Einfluß auf die ihm zunächst stehenden Gelehrtenkreise sein, daß man daraus schließen müßte, er eigne sich sehr wenig für den Posten. Hierzu kommt, daß die von Herrn von Rottenburg vertretene sozialpolitische Richtung in den Universitätskreisen viel mehr als in denen des bürgerlichen praktischen Lebens ihre Pflanzstätte hat. Es ist eben die graue Theorie, die sich, ungefähr wie das bekannte „Kamel,“ einen „Arbeitnehmer“ künstlich konstruiert, der in Wirklichkeit überhaupt nicht oder doch nur in sehr vereinzelt Exemplaren so vorhanden ist. Unter dem Schutze einer vorläufig noch starken Staatsgewalt ist das Spielen deutscher Gelehrter mit dem Feuer der Massenherrschaft einstweilen noch ungefährlich. Aber an dem Tage, wo die verantwortliche Redaktion des Staatswesens wirklich auf die Massen und ihre Führer übergehen sollte, würden nebst vielen andern Einrichtungen sicherlich auch die deutschen Universitäten in ihrer heutigen Form als durchaus überflüssig beseitigt werden. Mit dem Kuratorium einer preussischen Hochschule, einem hohen, angesehenen und einflußreichen Staatsamt, ist demnach eine solche öffentliche Parteinahme im wirtschaftlichen Kampfe schwerlich vereinbar.

Im Reichstage seinen Platz zu wählen, stünde Herrn Rottenburg unanfechtbar frei, sein jetziges Hervortreten dagegen hat sogar die Mißbilligung recht liberaler Leute gefunden. Selbstverständlich darf diese nicht so weit getrieben werden, ein disziplinares Vorgehen zu verlangen, aber was heute dem einen Universitätskurator recht ist, könnte morgen einem andern billig sein. Man denke sich einen konservativ gerichteten Kurator in Königsberg, der — genau mit demselben Recht wie Rottenburg — in der Kanalkfrage als Gegner der Kanäle so Stellung genommen hätte! Die Regierung beabsichtigt nicht gegen Herrn Rottenburg vorzugehen, und damit kann man nur einverstanden sein; ein deutliches *ne sutor ultra crepidam* wird ihm ohnehin zuteil werden. Eine neue Veranlassung dazu bietet ein von ihm am Sonntag mit Namensunterschrift in der National-Zeitung veröffentlichter Artikel, worin er sich ohne weiteres „mit der öffentlichen Meinung“ identifiziert, und wenngleich der Artikel stellenweise eine deutliche Rückzugsbewegung enthält, erhebt er dennoch gegen die „Arbeitgeber“ unter anderm den Vorwurf, daß sie „im offenen Widerspruch mit dem Rechtsbewußtsein der ganzen übrigen gebildeten Welt den Arbeitern die Anerkennung als gleichberechtigte Faktoren im wirtschaftlichen Leben verweigert haben.“

Zunächst: *collegium logicum*. Bei dem angeblichen „Widerspruch mit der ganzen übrigen gebildeten Welt“ sieht Rottenburg diese Welt doch wohl zu sehr durch seine eigene Brille: es gibt recht viele und recht gebildete Leute in Deutschland, die seinen Standpunkt nicht nur durchaus nicht teilen, sondern ihn um der Konsequenzen willen für sehr bedenklich halten. Außerdem schreibt er auf derselben Spalte: „Die Schuld an dem Ausstände trifft die Arbeiter, insofern sie einige Forderungen aufgestellt haben, welche nicht berechtigt und nicht erfüllbar sind.“ Also doch! Sodann ist es mit der „wirtschaftlichen Gleichberechtigung“ ein eigen Ding. Wer bei einem wirtschaftlichen Unternehmen die geistige Kapazität, die materiellen Mittel hergibt, das Risiko trägt und für seine Arbeiter oft

weit über die gesetzliche Verpflichtung hinaus sorgt, kann unmöglich in ihnen einen „gleichberechtigten Faktor“ anerkennen. Der Eine wiegt immer die Hunderte oder Tausende seiner Arbeiter auf. Das hat auch der Staat anerkannt, indem er sich der „wirtschaftlich Schwachen“ — eine Bezeichnung, die längst ihren Inhalt verloren hat, seitdem die wirtschaftlich Schwachen die politisch Stärksten geworden sind — mit einer Fürsorge angenommen hat, die sie von der Wiege bis zum Grabe in einer bisher noch zu keinem Zeitalter der Weltgeschichte und auch in keinem andern Lande erhörten Weise begleitet.

Daß wir damit in diesen ersten fünfundzwanzig Jahren sozialpolitischer Fürsorge dem sozialen Frieden näher gekommen seien, wird niemand behaupten wollen; in den zweiten fünfundzwanzig Jahren könnte es dem Staate bald ergehen wie Gretchen: Ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. In dieses Rubrum gehört zum Beispiel die unglaubliche Festlegung eines Teils der Zolleinnahmen zugunsten einer Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter, einer an sich gewiß recht idealen und recht erstrebenswerten Maßregel, die aber nicht auf Kosten der wichtigsten Reichsinteressen und damit als eine Ungerechtigkeit gegen die Gesamtheit der Nation realisiert werden darf. Wo bleibt da die wirtschaftliche Gleichberechtigung? Diese hat ihren Ausgangspunkt doch in der Erwägung, daß der Unternehmer seine Ziele nur mit Hilfe seiner Arbeiter erreichen könne, ohne sie nicht. Ganz richtig. Aber auch der Feldherr kann nur mit Hilfe seiner Soldaten siegen, die nicht nur ihre Arbeit, sondern ihr Leben einsetzen, ohne sie nicht. Will man da auch eine Gleichberechtigung konstruieren? Je größer die Verantwortlichkeit des Unternehmers ist, die kein Gesetz ihm abnehmen kann, desto größer wird auch die wirtschaftliche Ungleichheit sein. Wer ihr den Garaus machen will, kommt notgedrungen zur Verstaatlichung der ganzen Arbeit und damit — zum Ende unsrer gesamten Kultur. Es liegt somit wohl Grund zu der Annahme vor, daß man im preussischen Kultusministerium einen Universitätskurator nur höchst ungern als Rufer im Streit, als Bannerträger einer weit ausgreifenden sozialpolitischen Richtung und inmitten eines gefährlichen Ausstandes öffentlich Partei ergreifend sieht. Auch in dem Lobe für die Haltung der Arbeiter in diesem Ausstand sollte man nicht zu weit gehen; sie wußten genau, daß bei dem geringsten Aufruhr starke Abwehrmittel des Staats bereitstanden. Herrn Rottenburg kommt es zweifellos zustatten, daß das Kultusministerium gegenwärtig hinreichend mit der studentischen Bewegung zu tun hat, aber er würde wahrscheinlich in eine mißliche Lage und in einen Widerspruch zu sich selbst geraten, wenn er zum Beispiel gegen die Haltung einschreiten müßte, die auch die Bonner Studentenschaft in der bekannten hannoverschen Angelegenheit bekundet hat. Gerade ein Universitätskurator sollte zweimal zusehen, wohin ihn theoretisierende Liebhabereien führen können, zu denen er sich ohne Not öffentlich bekennt.

g

Philosophische Schriften. Im Jahrgang 1903 der Grenzboten, Seite 79 des ersten Bandes, haben wir an der Hand Cassirers gezeigt, was Leibniz für die Naturwissenschaften geleistet hat. Wer sich aus Leibniz selbst noch genauer darüber unterrichten will, braucht jetzt nicht mehr die französischen und die lateinischen Originalwerke zu studieren. Als 107. Band der Philosophischen Bibliothek (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1904) ist erschienen: G. W. Leibniz. Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Übersetzt von Dr. A. Buchmann. Durchgesehen und mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Dr. E. Cassirer. Dieses Unternehmen unterscheidet sich von den schon vorhandenen Übersetzungen und Sammlungen dadurch, daß in einer Auswahl die zusammengehörigen Abhandlungen zusammengestellt werden, und der Studierende einen Begriff davon bekommt, wie sich Leibnizens Weltansicht in der Polemik gegen Cartesius, Spinoza, Newton und andre Philosophen allmählich entwickelt hat. Die sehr guten Einleitungen und Erläuterungen machen den Zusammenhang vollends klar. Der vorliegende erste Band enthält Schriften zur Logik und Mathematik, zur Phoronomie und Dynamik und zur Metaphysik. In der letzten Gruppe werden Cartesius, Male-

branche und Spinoza kritisiert. Die Hauptmasse der zweiten besteht aus der Polemik zwischen Clarke, einem Anhänger Newtons, und Leibniz. Leibniz bekämpft die Vorstellung des leeren Raumes (ohne Materie kein Raum, ohne materielle Bewegung keine Zeit) und der Anziehungskraft, die er für eine scholastische *qualitas occulta* erklärt; er läßt keine andre Art von Kraft zu als die Stoßkraft des bewegten Körpers und leugnet die Fernwirkung. Jede Beihilfe Gottes zu den Veränderungen, die ein Wunder sein würde, weist er zurück; Wunder seien nur im Reiche der Gnade, nicht in dem der Natur zuzulassen. Die Weltmaschine sei vom göttlichen Mechanikus so vollkommen geschaffen, daß sie einer Nachbesserung nicht bedürfe. Alle Naturerscheinungen müssen nach ihm aus Figur und Bewegung allein erklärbar sein. Aber diese Auffassung des Universums als eines Mechanismus ist nur eine Forderung unsrer Vernunft, die sich aus Erfahrung, aus einer noch so großen Menge von Experimenten niemals würde gewinnen lassen. Sehr natürlich ist darum der Haß von Atheisten wie Eugen Dühring gegen Leibniz. Denn nach Leibniz ist die Gesetzmäßigkeit alles Geschehens eine Forderung, die die Vernunft aus dem Begriff des vollkommensten Wesens ableitet, die göttliche Vollkommenheit darum der Quell der wahren Physik und Mechanik. „Die Philosophie empfängt durch Zuflüsse aus dem heiligen Quell der natürlichen Theologie ihre Weihe. Keineswegs also darf man die Zweckursachen und den Gedanken an einen Geist von vollkommener Weisheit, dessen Tätigkeit auf das höchste Gut gerichtet ist, zurückweisen: Güte und Schönheit sind nichts willkürliches, wie von Descartes, oder etwas nur für uns giltiges, wie von Spinoza angenommen wird. Vielmehr leiten sich gerade die Hauptsätze der Physik aus dem Begriff einer geistigen Ursache ab.“ Und er führt nun die schöne Stelle aus dem Phädon an, deren wir bei einer andern Gelegenheit gedacht haben, wo Sokrates den Anaxagoras tadelt, daß er bei seinen Versuchen einer Welterklärung von seinem Nus, der Weltvernunft, keinen Gebrauch mache. Er verfare gerade so, wie wenn jemand auf die Frage, warum Sokrates im Kerker sitze, anstatt die geistige Ursache anzugeben, die Sitzlage der Knochen, Sehnen und Muskeln anführte, der Werkzeuge des verursachenden Geistes.

Wir nennen bei dieser Gelegenheit ein paar Werke, zu deren ausführlicher Besprechung uns der Raum fehlt. Ein Wörterbuch der philosophischen Begriffe ist ein nützlichcs Handwerkszeug. Daß das von Dr. Rudolf Eiskler herausgegebene nach Gebühr geschätzt wird, beweist sein Erscheinen in zweiter, völlig neu bearbeiteter Auflage (Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1904). Da heutzutage die philosophischen Werke viel Mathematik und Naturwissenschaft enthalten, möchte bei einer dritten Auflage diesem Umstande Rechnung getragen und zum Beispiel unter Analyse von der mathematischen Analysis, unter Ather von den modernen Athertheorien ein Begriff gegeben werden. — Eine sehr dankenswerte Gabe ist auch: Deutsche und außerdeutsche Philosophie der letzten Jahrzehnte von Dr. F. Baumann (Gotha, Andreas Berthes, 1903). Besonders gefreut haben wir uns über die ausführliche Darstellung der Lehren von Mach, Avenarius und Ostwald. Die Reihe der deutschen Philosophen beginnt mit Eduard von Hartmann; bei den Engländern und den Franzosen geht der Verfasser weiter zurück; bei jenen bis auf Carlyle, bei diesen bis auf Renan und Taine. Hartmann wird er aber nicht gerecht. Mach allgemein verbreiteter schlechter Gewohnheit stützt er sein Urteil ausschließlich auf die Philosophie des Unbewußten und nennt von den zahlreichen übrigen Werken nur drei, die unsrer Überzeugung nach keineswegs die bedeutendsten sind; die andern scheint er nur aus Anführungen bei Droys zu kennen. Aus einer Polemik gegen Voße und Hartmann (S. 37) sehen wir übrigens, daß Baumanns Standpunkt von dem unsern weitab liegt. Von dem schönen Buche: Kant. Sein Leben und seine Lehre von Dr. M. Kronenberg ist (bei C. F. Beck, München, 1904) eine zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage erschienen, mit einem Porträt Kants. — Wilhelm Wundts Einleitung in die Philosophie ist (bei Wilhelm Engelmann in Leipzig, 1904) in dritter, Die Entstehung der Volkswirtschaft von Dr. Karl Bücher (bei H. Laupp in Tübingen, 1904) in vierter Auflage herausgekommen.

Goethes Mutter in ihren Briefen. Schon zu Goethes Lebzeiten veröffentlichte man ein Schreiben seiner Mutter, und nach seinem Tode mehrte sich mit dem Wachsen der Goethephilologie das Interesse für die Frau Rat zusehends. Fast jedes Jahrzehnt brachte mindestens eine Briefpublikation, die achtziger Jahre vornehmlich zeitigten zwei besonders wertvolle Sammlungen (Schriften der Goethe-Gesellschaft Band 1 und 4). Jetzt ist uns auch endlich eine Gesamtausgabe geschenkt worden, die das liebe, vertraute Bild von Mutter Na deutlicher vor unsern Augen erhehn läßt, als es nur irgend ein Biograph zu zeichnen vermag. Professor Dr. Albert Köster in Leipzig hat in zwei Bänden alle erreichbaren Briefe nach sorgfältigster Textreinigung herausgegeben. Es kam ihm offenbar darauf an, eine Gabe für das ganze deutsche Volk zu schaffen, denn er hat sich alles gelehrten Beiwerks, das den Nichtfachmann oft stört, enthalten. In der knappen Einleitung, die den Köster eignen feinen Geschmack verrät, werden die Brieffschreiberin, ihr Verhältnis zu den Adressaten und die Briefe selbst treffend charakterisiert. Der zweite Band enthält ein Inhaltsverzeichnis, das in dankenswerter Weise bei jedem einzelnen Schreiben den Aufbewahrungsort des Originals, wenn er zu ermitteln war, angibt. In den sich anschließenden Anmerkungen hat sich der Herausgeber, um das Ausschreiben früherer Kommentare zu vermeiden, auf die nötigsten Erläuterungen beschränkt, hier und da freilich auch die Notizen anderer ergänzt und berichtigt. Die dritte Beigabe ist ein Namenregister mit erklärenden Zusätzen, eine Art catalogue raisonné. Die seltsame, überaus charakteristische „Rechtschreibung“ der Frau Rat ist beibehalten, nur wo die Handschrift nicht gefunden wurde, mußte Köster die modernisierte Fassung, das Werk des ersten Herausgebers, wiedergeben.

Die orthographischen Kenntnisse der Frauen waren im achtzehnten Jahrhundert bekanntlich fast durchweg mittelmäßig, und Goethes Mutter bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Sie äußerte sich teils aus diesem Grunde, teils aus einer gewissen Bequemlichkeit nur ungern schriftlich, das mündliche Plaudern war ihr lieber: „Wer einen Brief von mir erhält — kan sich als ein großes genaden Zeichen anrechnen denn Unbehaglicheres weiß ich vor mich nichts — als Briefe schreiben! drum verdanke ich es keinem Menschen wenn er nicht schreibt — Aber schadlos halte ich alle die, die zu mir kommen, durch meine Zunge —.“ Den schreibfaulen Enkel entschuldigt sie bei dem Vater mit den Worten: „Er hat vielleicht eine Ader von der Großmutter — Schreiben — Daumen Schrauben es ist bey mir einerley —.“ Ihre eignen Episteln beurteilt sie sehr bescheiden; als sie der Herzogin Anna Amalia aus überströmendem Herzen eine wundervoll lebendige Schilderung der Überraschung entworfen hat, die ihr durch den unerwarteten Besuch ihres Sohnes und seines fürstlichen Freundes zuteil geworden war, bittet sie um Vergebung wegen des „kalten“ Briefes, und seitdem sie die „große Resignation keinen Taback mehr zu schnupfen“ glücklich ausgeführt, nennt sie ihre Briefe „ganz erbärmlich hölzern.“ Nach einiger Zeit muß sie sich das liebgewonnene Laster wieder angewöhnen, weil sie von ihm eine gute Einwirkung auf das Flüssigerwerden ihres Stils erwartet, und meint, zurückschauend, „ohne ein prißgen Taback waren meine Briefe wie Stroh — wie Frachtbriefe — aber Jetzt! das geht wie geschnitert.“ Bald darauf lesen wir am Schluß eines Schreibens das naive Selbstlob: „das ist doch wieder ein ganz manierlicher Brief.“

Hätte sie geahnt, welchen Reiz ihre Briefe noch im zwanzigsten Jahrhundert auf die Menschen ausüben würden! Wir lesen sie mit Entzücken, und zwar nicht nur, weil sie von Goethes Mutter stammen, sondern um ihrer selbst willen, und weiden uns an dem immer regen Geist der Schreiberin, ihrem unverfälschten Wesen und ihrer Herzensgüte, ihrem Gottvertrauen und Mut in Gefahr und vor allem an ihrem herrlichen unverfälschten Frohsinn und immer zufriednen Gemüt. Alle, die schon Briefe Mutter Nas kennen, werden mit Verlangen nach der Gesamtausgabe greifen, um das Bild, das sie sich von der prächtigen Frau gemacht haben, zu vervollständigen, jenen aber, die noch nichts von ihr gelesen haben, wird das neu erschienene Werk eine Entdeckung sein.

Die schönsten Stücke der Sammlung sind an Goethe und die Seinen gerichtet; hier treibt die Mutterliebe ihre köstlichsten Blüten. Alles, was im fernen Weimar vorgeht, lebt die Frau Kat mit; wenn sie nur den Namen ihres „Häselhanß“ nennen hört, fährt sie vor Freude auf, und jeder Tag, der ihr ein Schreiben des Sohnes bringt, wird für sie zum Festtag; kommt er gar selbst, dann will die Seligkeit kein Ende nehmen. Sie nimmt den lebhaftesten Anteil an seinen Schöpfungen und sorgt für sein leibliches Wohl. Immer ist sie auf sein Bestes bedacht. Wie zartfühlend zeigt sie sich, wenn es gilt, dem vielbeschäftigten Sohne Besuche seiner Frankfurter Mitbürger zu übermitteln, wie gern möchte sie ihm 1792 die Teilnahme an der Kampagne ersparen! Sie jubiliert, als er seine Sehnsucht nach Italien stillen kann, und schreibt an Fritz von Stein, dessen Mutter darüber anders dachte und Goethes Ausbleiben mit scheelen Augen ansah: „Ich für meine Person gönne ihm gern die Freude und Seligkeit in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieser glücklichen Constellation wird er wohl Italien nie wiedersehen; ich votire also aufs längere Dortbleiben, vorausgesetzt, daß es mit Bewilligung des Herzogs geschieht.“ Die gegen ihn erhobnen Vorwürfe, er sei in Italien kalt gegen seine Freunde geworden, lehnt sie rundweg ab: „stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, — in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing, und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungeriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte, denken, und Niemand wirds ihm verargen können.“ Keiner hat in diesem Punkte ein so tiefes Verständnis für den Dichter bewiesen wie seine Mutter. Wie liebenswürdig findet sie sich auch, so schwer es ihr werden mag, in Goethes Verhältnis zu Christiane Vulpius, als sie sieht, daß der Sohn dabei glücklich ist. Bald beginnt eine Korrespondenz zwischen ihr und seinem „Liebgen,“ die immer lebhafter wird, je näher sich die beiden Frauen kennen lernen. Auch der Goethes Bunde mit Christiane entsprossene „Augst“ erhält häufig ein liebevolles Schreiben von der Großmutter. Selten wird der Ton, worin Briefe an Kinder gehalten werden müssen, so gut getroffen wie hier. Nicht minder schön sind die Briefe an die andern „Enckeleins,“ die Töchter der frühverstorbnen Cornelia Schloffer und deren Stiefgeschwister. Ein hohes Glück empfand Frau Uja, als eine ihrer Enkelinnen, Luise Nicolovius, sie zur Urgroßmutter machte. Wochenlang vorher müht sich die Fünfundsechzigjährige ab, die Spitzen für die Babymäsche zu klöppeln, in beständiger Furcht, daß das Menschlein geboren würde, bevor sie ihre Arbeit beendet hätte. Mit frohem Stolze rühmt sie nach allen Seiten ihre Tat, die sie ohne Brille ausgeführt hat, und wie sie hervorhebt, „nicht etwa so liram larum, nein, sondern ein Brabanter Muster 3 Finger breit.“ Auf die Kunde von der Geburt des Urenkels stimmt sie einen Jubelhymnus an, dem keine ihrer zahlreichen Freudenerklationen gleicht.

Die Freunde und die Freundinnen ihres Wolfgang nennt sie auch ihre Söhne und Töchter und schreibt ebenso mütterlich an sie wie an den „Häselhanß.“ Der hohen Gönnerin Goethes, der Herzogin Anna Amalia, trat die Frau Kat bekanntlich so nahe, daß beide neun Jahre lang Briefe wechselten. Wieland, der ebenfalls zu ihren Korrespondenten gehörte und immer die größte Freude empfand, wenn er eine „Epistola“ aus Frankfurt erhielt, berichtet: „Wenn die Herzogin Mutter einen Brief von Mutter Uja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein groß Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen funden habe.“ In den Briefen, die sie an Anna Amalias Hofdame, Luise von Göchhausen, richtet, greift die Dichtermutter sogar zu Versen, die zwar nicht fehlerfrei sind, aber von poetischer Begabung zeugen. Nicht durchweg erquicklich, jedoch ebenso interessant ist der briefliche Verkehr, den die Theaterfreundin mit den Schauspielern Großmann und Anzelmann unterhielt.

Der Verleger Karl Ernst Poeschel in Leipzig hat Sorge getragen, daß der edle Wein aus einem würdigen Pokal getrunken wird. Der Genuß ist um den

von ihm angelegten Preis (brotschier 10 Mark, gebunden 14 Mark) keineswegs zu teuer erkauft. Welchen Anklang die Briefe gefunden haben, beweist der Umstand, daß jetzt, drei Monate nach dem Erscheinen der ersten Auflage, die „dritte und vierte“ gedruckt wird.

Werner Deetjen

Die Legende von der schönen Galiana in Viterbo. Die Chroniken der Stadt Viterbo in Toscana enthalten folgende merkwürdige Geschichte: In Viterbo lebte im zwölften Jahrhundert eine Jungfrau namens Galiana, die so schön war, daß die Bürgerschaft sie als ihr köstlichstes Kleinod betrachtete. Ein vornehmer Römer, von ihrer Schönheit bezaubert, warb um sie, wurde aber zurückgewiesen, weil sich die Bürger von ihrem wunderbaren Besitztum nicht trennen wollten. Aufgebracht darüber, erschien der verschmähte Liebhaber mit einem Heere vor der Stadt und belagerte sie. Da es ihm aber nicht so schnell, wie er gedacht hatte, gelang, die Stadt einzunehmen, erklärte er, er wolle abziehen, wenn man ihm Gelegenheit gäbe, die Schöne wenigstens zu sehen. Gern ging man darauf ein. Die schöne Galiana erschien auf der Bastion San Clemente, um sich dem Römer und seinem Gefolge zu zeigen. Aber kaum hatte dieser die Jungfrau erblickt, als er von wütendem Schmerz, sie nicht gewinnen zu können, ergriffen, mit einem Pfeil ihre Brust durchbohrte. Dies ist die ursprüngliche Geschichte. Später fügte man hinzu, die Einwohner von Viterbo hätten, über den Verlust tief betrübt, die Tote in einem kostbaren Sarkophag bestattet, in demselben, der noch heute vor der Fassade der Kirche S. Angelo auf dem Gemeindeplatze steht. Er ist mit Reliefs geschmückt, die die kalydonische Eberjagd darstellen, und enthält eine Aufschrift, die in lateinischen Hexametern den Verlust der Bürgerschaft mit pomphaften Worten als ein nationales Unglück beklagt.

Die Chroniken von Viterbo berichten die Geschichte, ohne irgendwelche Zweifel an ihrer Echtheit zu äußern, und setzen sie in das Jahr 1158. Nun ist aber der Marmorsarkophag sehr viel älter als die schöne Galiana, die darin ruhen sollte, die Aufschrift aber viel jünger, denn sie gehört dem Jahre 1549 an. Was folgt daraus? Daß wir es hier mit keiner Tatsache, sondern mit einer Sage zu tun haben, einem Spiel der dichtenden Phantasie.

Im Jahre 1158 wurde Viterbo, das sich, wie es scheint, angefeuert durch Wort und Beispiel Arnolds von Brescia, für einen unabhängigen Freistaat erklärt hatte, von dem päpstlichen Präfecten Pietro de Vico mit Waffengewalt zur Unterwerfung gezwungen. Man darf es demnach kaum bezweifeln, daß die Geschichte der Niederlage der damals um die Stadt geführten Kämpfe ist. Ob aber auch die Deutung richtig ist, die Giuseppe Perugi der von ihm in Nummer 47 des *Fanfulla della domenica* besprochenen Legende gibt? Für eine Allegorie glaubt er die ganze Erzählung halten zu dürfen. Die schöne Galiana sei die von Pietro de Vico erdroffelte Freiheit der Stadt Viterbo, ihr Tod auf San Clemente eine Erinnerung, daß hier die Übergabe geschehen sei. Ja sogar die Bildwerke des Sarkophags sollen von den Einwohnern der Stadt als Allegorie gefaßt und auf ihre Niederlage bezogen worden sein. Der kalydonische Eber sei ihnen als der grausame Eroberer erschienen, in der Atalante hätten sie wiederum das Symbol der verlorenen Freiheit gesehen. Und darum hätten sie den Sarkophag offen ausgestellt, um unter der doch durchsichtigen Hülle der Allegorie ihren Haß gegen die Unterdrücker, den sie mit Worten nicht aussprechen durften, kund zu tun. Das erste könnte man am Ende gelten lassen, aber das zweite ist doch gar zu künstlich erjennen, zumal da die griechische Atalante bei der Eberjagd nicht ums Leben kommt. Die Verse der Aufschrift aber — darin hat Perugi jedenfalls Recht — beklagen den Fall und die verlorne Freiheit der Stadt, erst später, als die Legende schon fertig war, sind sie auf den Tod des Mädchens bezogen worden.

f. K.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig